

Für Erfolg im universitären Kontext sowie in bürgerlich geprägten Kunst- und Kulturinstitutionen gelten schon lange vor dem vermeintlichen Karrierebeginn Spielregeln, die vorausgesetzt, aber höchstens andeutungsweise kommuniziert werden. Erstakademiker:innen, also Personen, die in ihrer Herkunftsfamilie die ersten sind, die sogenannte höhere Bildung «genießen» können, bleiben dabei aufgrund mangelnder Vertrautheit mit diesen habituellen Konventionen oftmals Zugänge verwehrt, die für beruflichen Erfolg im deutschen Wissenschaftssystem eine Voraussetzung darstellen. Belastbare Zahlen dazu, wie viele Personen aus nicht-akademischen Haushalten die Kunstgeschichte als Studienfach wählen, gibt es nicht.¹ Dies wäre aber wichtig, um zu dokumentieren, wie Berufswege von Erstakademiker:innen verlaufen, welche Exklusionsmechanismen diese erschweren und welche Karriere-stufen erst gar nicht genommen werden.

Prekäres Studieren

Pierre Bourdieu formulierte für Personen ohne akademischen Familienhintergrund den *Habitus der Notwendigkeit*, der Entscheidungen bestimme.² Auch Bildungsent-scheidungen können mit Blick auf Ressourcenmangel und -management getroffen werden, anstatt nach Interesse, Neugier oder Experimentierfreude. Vielmehr werden praktische Aspekte und Umsetzbarkeitslogiken ins Feld geführt, die auf lang-fristigen Planungen wie Berufs- und Verdienstaussichten beruhen und den Einsatz der knappen Ressourcen legitimieren.³ Bei einer Disziplin wie der Kunstgeschichte kann davon ausgegangen werden, dass die hier vorherrschenden diffusen Job- und Karriereaussichten die Wahl dieses Studienfachs tendenziell verhindern. Wählen Erstakademiker:innen – insbesondere solche aus der sogenannten Armuts- oder aus der Arbeiter*innen-Klasse – das Fach dennoch, treffen sie mit großer Wahr-scheinlichkeit auf ein ihnen fremdes Milieu, wie folgender anonymen Erfahrungsbericht illustriert:

«Zu Beginn meines Studiums führte der Institutsdirektor mit allen Erstsemestern ein Kennenlerngespräch in seinem Büro durch. Da ich sagte, ich interessiere mich für moderne Kunst, ließ er mich drei Expressionisten aufzählen. Eingeschüchtert von dem massiven Schreibtisch, dem Ölgemälde an der Wand und den dicken Michelangelo-Bildbänden in den Regalen und auch ein bisschen gedemütigt von den vermeintlichen Prüfungsfragen, wollte ich nie wieder dieses Büro betreten – was zur Folge hatte, dass ich keine Seminare und Prüfungsleistungen bei ihm ablegte. Dabei war er der renommierteste Professor am Haus.»*

Der Habitus der geisteswissenschaftlichen Professor:innenschaft ist häufig von Distinktionswillen geprägt. Zusätzlich zum teilweise eklatant voneinander abweichenden kulturellen, sozialen, ökonomischen und symbolischen Kapital ist ihr Verhältnis zu den Studierenden durch ein strukturell bedingtes Machtgefälle charakterisiert. Dies liegt nachvollziehbar in der ›Natur‹ der ungleichen Beziehung von Prüfer:in und Prüfling. Den distinktiven Habitus und die damit einhergehenden Codes müssen die Studierenden jedoch erst einmal verstehen lernen und sich diese (durchaus auch lustvoll) aneignen. Der Erfolg dieser Aneignung ist aber nicht gesichert:

«Der Beweis der Zugehörigkeit, also der Nachweis, als Aufsteiger am richtigen Platz zu sein, liegt bei den Betroffenen. Die soziale Scham kann zur Angst führen, negativ aufzufallen, der Angst vor Beschämung, vor Blamage [...], die Angst als Hochstaplerin enttarnt zu werden, als anders, als nichtwissend und somit trotz erreichter Hochschulzugangsberechtigung als unberechtigt, als unbefugt zu gelten. Um solche Gefühle der Ungleichheit abzuwenden und das Potenzial für negative Gefühle einzudämmen, arbeiten die Betroffenen für gewöhnlich besonders hartnäckig daran, sich nicht unterlegen zu fühlen. Oft begleitet den Bildungsaufstieg eine Art Aufholjagd.»⁴

Während Erstakademiker:innen bereits mit der Aufholjagd ihre knappen ökonomischen, sozialen und physiologischen Ressourcen ausschöpfen, können ihre akademischen Kommiliton:innen von Haus aus auf umfangreiche(re)s Kapital zurückgreifen. Sie können ohne Rücksicht auf Nebenjobs und knappe Budgets auf Exkursionen fahren, machen auf Empfehlungen hin unbezahlte Praktika in renommierten Galerien, Museen oder Auktionshäusern und erholen sich davon im Urlaub, den sie aufgrund von erlerntem Reiseverhalten wie selbstverständlich an kunsthistorisch interessanten Orten verbringen, deren Kenntnis als Kanon vorausgesetzt wird. Der meist mit den verschiedenen Kapitalsorten einhergehende habituelle Vorsprung macht es möglich, dass nach anfänglicher Eingewöhnung in die neuen Strukturen das gesamte Studium weniger anstrengend und gegebenenfalls erfolgreicher verläuft.⁵

Neben den Ausbildungskonventionen, die Menschen ohne privilegierten Zugang zu den Ressourcen Zeit und Geld einen kunswissenschaftlichen Abschluss erschweren, kann die – nicht unbedingt bewusste und informierte – Entscheidung für einen Studienort zu späteren Ausschlüssen führen, die auch mit Bestnoten kaum wiedergutzumachen sind. Obwohl alle Bachelor- und Masterabschlüsse formal gleichwertig sind, ist davon auszugehen, dass die Fachcommunity in Wissenschaft und Museumslandschaft zum Beispiel bei Stellenbesetzungen Abschlüsse, die in der Peripherie erworben wurden, geringer schätzt als Abschlüsse einer Exzellenz-Universität in einer der Kulturmegapolen. Dass letztere für junge Menschen aus einkommensschwachen Haushalten nicht zuletzt aufgrund hoher Mieten kaum zugänglich sind und der Studienort nicht selten aufgrund seiner Nähe zur Familie statt nach Renommee und Forschungsschwerpunkten gewählt wird, bleibt beim Berufseinstieg und der Bewertung der Studienleistungen (am vermeintlich weniger guten Studienort) sicher meist unberücksichtigt.

Zudem können Erstakademiker:innen Kontakte und Empfehlungen von akademisierter Verwandtschaft und Professor:innen fehlen, die für den Stellenmarkt im Wissenschaftsbetrieb hilfreich oder unerlässlich sind. Da sie neben dem Studium oft zur finanziellen Absicherung einem (fachfremden) Job nachgehen, der besser bezahlt sein kann beziehungsweise mehr Arbeitsstunden umfasst und mit längeren oder unbefristeten Arbeitsverträgen mehr Sicherheit bietet als ein eher der Weiterqualifizierung dienender studentischer Hilfskraftjob, haben sie weniger

Gelegenheiten, berufliche Kontakte zu Professor:innen aufzubauen. Dies gilt auch für Studierendenjobs im Kunst- und Kulturbetrieb, der zwar notorisch schlecht bezahlt, aber zumindest mit Netzwerkmöglichkeiten und der Aussicht auf einen markanten Lebenslauf lockt. Die für Karrieren so wichtige Netzbildung kann nur dann erfolgreich begonnen werden, wenn genügend Ressourcen vorhanden sind, um Hilfskraftstellen und Praktika anzunehmen. Die Beschäftigungsverhältnisse von Studierenden an den Hochschulen, Forschungs- und Kulturinstitutionen, die in besonderem Maße von kurzen Befristungen, meist geringem Arbeitsumfang und damit auch geringer Bezahlung und Abhängigkeit geprägt sind, werden in den Debatten um faire Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft jedoch oft nicht berücksichtigt.⁶ In der Umfrage der AG Arbeitsbedingungen im Ulmer Verein, die sich der Lage bestimmter Berufsgruppen widmete, bildeten sie keine eigene Kategorie.⁷

Der mühsame Bildungsaufstieg

Für seine empirische Studie *Vom Arbeiterkind zum Akademiker. Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung* interviewte der Soziologe Aladin El-Mafaalani vierzig sogenannte Extrem-Aufsteiger:innen, die sich aus der ›Unterschicht‹ in gesellschaftliche Spitzenpositionen wie Professuren ›hochgearbeitet‹ haben. Er stellt heraus, dass der Aufstieg zumeist weder strategisch geplant noch von Beginn an als (Bildungs-)Aufstieg motiviert war:

«Die Abwesenheit eines Plans ist nicht überraschend, da eine realistische langfristige Planung bereits Erfahrungen bzw. Wissen voraussetzt, über das die interviewten Aufsteiger/innen und ihre Familien nicht verfügen konnten. [...] Das Ziel bzw. der Plan war es nicht, die soziale Leiter aufzusteigen, sondern jeweils nur eine Sprosse. Es handelt sich also um eine sukzessive Entwicklung. Keine/r der Aufsteiger/innen ist mit der dafür nötigen Selbstsicherheit davon ausgegangen, dass die jeweils nächste Herausforderung auch sicher bewältigt werden kann.»⁸

Dies erklärt, warum es Akademiker:innen aus nicht-akademischen Haushalten auf dem Weg zur Professur oft besonders schwer haben: Während der nächste Schritt meist recht klar vor einem liegt – Studienabschluss, Promotion – sind die vielen strategischen Weichen, die es für eine wissenschaftliche Karriere schon früh zu stellen gilt, nicht bekannt oder werden als diffus wahrgenommen. Implizite Anforderungen werden von *First Generation Academics* oft erst einmal als weniger dringlich eingestuft, da sie sich dem bereits genannten Notwendigkeitsprinzip verpflichtet fühlen.⁹ Wenn Promotionsinteresse besteht, kann die Phase zwischen Studienabschluss und Promotionsbeginn ebenfalls eine große (finanzielle) Herausforderung darstellen, werden Exposés und Stipendienbewerbungen nicht selten in der Arbeitslosigkeit geschrieben. Obwohl diese doch sehr viel mehr Arbeit als reguläre Bewerbungen erfordern, ist die oder der angehende Promovend:in nur allzu oft von dem Wohlwollen des Jobcenters und der Unterstützung der Eltern oder Partner:in abhängig. Eine Promotion erscheint in dieser Situation nur allzu oft als ein Luxusvorhaben, welches der Notwendigkeit des Geldverdienens nach jahrelanger Bildungszeit nicht entspricht.

Doch der Milieuwechsel führt nicht nur zu einem Fremdheitsgefühl bei den Aufsteiger:innen, das als subjektive Erfahrung abgetan werden könnte, sondern zu konkreten Benachteiligungen, wenn habituell vorausgesetztes Wissen nicht oder nur unzureichend zugänglich ist. Jede:r mag wissen, dass man in der Geisteswissenschaft an der Menge der eigenen Publikationen gemessen wird, wie und wo aber Texte publiziert werden können, bedarf unter Umständen einer Klärung.

«Ich erinnere mich mit großer Scham an ein Gespräch mit einem Professor, der sich meinen Lebenslauf anschaute und ganz entsetzt war über meine wenigen Publikationen. Wüsste ich denn nicht, wo ich Texte veröffentlichen könnte? Er nannte mir daraufhin einige Zeitschriften und Journale, an die man unaufgefordert Manuskripte schicken könne. Woher sollte ich die Zeit nehmen, einfach ein paar Essays zu schreiben, von denen ich nicht mal sicher sein kann, dass sie veröffentlicht werden?»*

Diese Aussage eines wissenschaftlichen Mitarbeiters macht deutlich, dass selbst dann noch Ressourcen fehlen können, wenn man nach dem Studium eine gut bezahlte Anstellung «ergattert» hat. Denn Reisen zu Ausstellungseröffnungen und die Teilnahme an (internationalen) Konferenzen werden ebenso vorausgesetzt wie die Bereitschaft, zu pendeln und die Kosten einer Zweitwohnung zu tragen. Die impliziten Mobilitäts- und Flexibilitätsansprüche an Wissenschaftler:innen in frühen Karrierephasen stellen Erstakademiker:innen mit fehlendem (ökonomischen und sozialen) Ressourcen-Backup vor größere Herausforderungen als ihre besser ausgestatteten Mitbewerber:innen. So erzählt zum Beispiel eine durch Drittmittel finanzierte Beschäftigte auf Praedoc-Ebene:

«Als klar wurde, dass das Drittmittelprojekt, in welchem ich auf einer halben Stelle promovierte, nicht verlängert wird, geriet ich in Panik. Der Projektleiter, der auch mein Doktorvater ist, meint, dass die drei Jahre Projektlaufzeit ausreichen, um eine Dissertation fertigzustellen. Ich werde diese in der Arbeitslosigkeit zu Ende schreiben müssen. Ich habe aber keine Rücklagen, auf der halben Promotionsstelle nicht allzu viel verdient und lebe in einer Stadt mit hohen Mieten. Wie soll ich das machen?»*

Prekäre Arbeitsbedingungen für Erstakademiker:innen

Wie lässt sich also eine Karriere im Wissenschafts- und Kunstbetrieb für Menschen aus weniger privilegierten Herkunftsmilieus konkret umsetzen? Wer kann sich die Arbeit in der Kunstwissenschaft leisten, insbesondere mit prekären befristeten Arbeitsverträgen?¹⁰ Welche Leistungs- und Entwicklungsnarrative liegen der Idee von der Karriere in der Wissenschaft zugrunde? Beispielsweise sollen sich leistungsstarke Kunstwissenschaftler:innen neben Forschung und Lehre als Ausstellungskurator:innen, als öffentlichkeitswirksame Netzwerker:innen mit Texten in Ausstellungskatalogen und als eloquente Moderator:innen von *Artist Talks* profilieren. Je nach Ausrichtung gilt es zusätzlich, kunstpädagogische Arbeit und Kunstvermittlung geleistet oder journalistische Kunstkritiken verfasst zu haben. Woher kommt dieser immens weitreichende Anspruch und wer kann ihn überhaupt erfüllen? Und wie leistungsstark kann man sein, wenn die prekären Arbeitsbedingungen nicht nur ärgerlich, sondern existenzbedrohend sind?

«Prekär ist Erwerbsarbeit dann, wenn soziale Sicherheitsgarantien nur eingeschränkt gültig sind, die für sozial abgesicherte «Normalarbeitsverhältnisse» als selbstverständlich angesehen werden. In diesem Falle sind Beschäftigung und Einkommen auf längere Sicht ungewiss. Ein prekär Beschäftigter befindet sich damit in einer eigentümlichen Schwebezone zwischen der Hoffnung, über den Umweg einer unsicheren Arbeitsstelle den Sprung in eine stabile Beschäftigung zu schaffen, und der Angst, sozial abzustiegen und sich dauerhaft in prekären Beschäftigungsverhältnissen einrichten zu müssen.»¹¹

Folgt man dieser Definition von prekärer Erwerbsarbeit, lassen sich die Parallelen zur Beschäftigung im Mittelbau der Universitäten und der (wissenschaftlichen) Projektarbeit in Museen und Galerien mühelos ziehen.¹² Doch der Soziologe Klaus Kraemer, der diese Definition aufgestellt hat, plädiert für eine vielschichtigere und

dynamischere Analyse. So könnten eine Zeit lang prekäre Anstellungen in Kauf genommen werden, in der Hoffnung, im Anschluss in eine besonders lukrative Anstellung wechseln zu können. Der Ruf auf eine Professur wäre hier sicherlich das Paradebeispiel für das Happy End eines prekären Karrierewegs, – nur dass bei weitem nicht genug Professuren vergeben werden. Wer kann also das Risiko eingehen, jahrelang prekär gearbeitet zu haben und am Ende doch ohne Job dazustehen? Wer kann es finanziell und sozial aushalten, mit Mitte vierzig als Postdoc gegebenenfalls gezwungen zu sein, einen neuen Beruf außerhalb der Wissenschaft zu suchen?

Nimmt man eine dezidiert klassenbewusste Perspektive ein, muss Prekarität noch enger gefasst werden: Unter prekären Bedingungen arbeitet, wer armutsgefährdet auf der Ebene des Niedriglohn(tarif)sektors entgolten wird (was durchaus für nicht-wissenschaftliches Personal an Universitäten in Tarifgruppen E5 und E6 in Teilzeit Realität sein kann):

«Menschen aus bestimmten Berufsgruppen (z. B. Bandarbeiter:innen, Raumpfleger:innen) können – trotz überdurchschnittlicher Leistungen – nicht das Einkommen oder auch das Ansehen anderer Berufsgruppen erreichen. Fragen nach sozial gerechter Entlohnung, Verteilung und Anerkennung im Arbeitssystem hängen somit immer auch mit der Kritik am Leistungsprinzip sowie der Leistungsbestimmung (als Herrschaftsideologie, Meritokratie) zusammen.»¹³

Obwohl die Situation des wissenschaftlichen Mittelbaus unter Aspekten der befristeten Verträge und der geringen Aufstiegschancen allgemein als prekär bezeichnet werden kann, muss bezüglich der Armutsgefährdung also genauer hingesehen werden. Insbesondere Erstakademiker:innen aus Armutsverhältnissen sind in existenzieller Weise von ihrer Lohnarbeit abhängig und können beispielsweise nur schwerlich Finanzierungslücken zwischen Forschungsprojekten privat auffangen. Auch für die studentisch Beschäftigten gilt, dass die prekären Verhältnisse nicht von allen gleich gut verkraftet werden. Auch wenn die finanzielle Situation vieler Studierender temporär mit der von Personen in prekären Beschäftigungsverhältnissen vergleichbar ist, macht der (finanzielle) Status der Herkunftsfamilie den maßgeblichen Unterschied zwischen Überarbeitung im Nebenjob, Verschuldung vor Karrierebeginn und Erholung im von den Eltern bezahlten Sommerurlaub.¹⁴

Während wenigstens das Gehalt des Mittelbaus kein geringes ist, so müssen studentisch Beschäftigte an Universitäten oft mit Mindestlohn, einer geringen monatlichen Gesamtarbeitszeit sowie kurzen Vertragslaufzeiten zurechtkommen. Die gleichen Studierenden könn(t)en in privatwirtschaftlichen Jobs immerhin mehr arbeiten und mitunter durch Trinkgeld oder andere Boni mehr verdienen. Dies führt aber zu keinem Zugewinn an symbolischem Kapital, das gerade für den Bildungsaufstieg und eine Karriere in der Wissenschaft und im Kunstbetrieb von besonderer Bedeutung ist.

Arbeit, Leistung, Privileg

Der Begriff der Arbeit kann zudem für Personen aus nicht-akademischen Haushalten, gegebenenfalls aus einem Arbeiter:innen-Milieu, anders codiert und dabei mit ambivalenten Gefühlen verbunden sein: Arbeit hat schwer zu sein, ist (körperlich) anstrengend und muss weder Spaß machen noch mit Leidenschaft verfolgt werden. Sich über die Arbeit in der Wissenschaft mit ihrem guten gesellschaftlichen Ansehen zu beschweren, kann *Working Class Academics* mitunter schwerfallen und auf Unverständnis im Herkunftsmilieu stoßen. Gleichzeitig wirkt es auf viele

Erstakademiker:innen befremdend, Beschwerden über prekäre Arbeitsverhältnisse von privilegierten Kolleg:innen zu vernehmen, die finanzielle Ressourcen haben und nutzen, um Care- und/oder Hausarbeit auszulagern, ein gesondertes Arbeitszimmer zu Hause einzurichten und vielleicht sogar Wohnraum zu besitzen. Damit können sie freier auf die Ressourcen Zeit und Raum zugreifen und ihre eigenen prekären Arbeitsbedingungen anteilig ausgleichen. Solidarisch wäre hier, diese Privilegien als konkrete Arbeitsbedingungen transparenter zu kommunizieren und damit die Leistungsanforderungen debattierbar zu machen, die ohne Unterscheidung von zum Beispiel Herkunft, Geschlecht, körperlicher *Ability* und Lebensumständen (wie Mutter- und Elternschaft oder die Pflege Angehöriger) vor allem an Wissenschaftler:innen in der Praedoc- und Postdoc-Phase gestellt werden.

In diesem Komplex von Leistung und tendenzieller Selbstausbeutung ist es insbesondere der Glaube an die Meritokratie, der den Mittelbau motiviert und an Studierende weitergegeben wird:

«Der Glaube an die Leistungsgesellschaft bzw. meritokratische Ideologie geht davon aus, dass Menschen ihren Status (hoch oder niedrig) auf der Grundlage ihrer persönlichen Fähigkeiten und Talente verdienen [...]. Insofern unterstützt Meritokratie den Glauben, dass persönliche Qualitäten für die eigenen Leistungen und das eigene Versagen verantwortlich sind.»¹⁵

Dieses die Wissenschaft bestimmende Leistungsprinzip ist dabei absurderweise an ein Fairnessprinzip gekoppelt, welches besagt, es sei nur gerecht, dass diejenigen, die mehr leisten, auch mehr bekommen. Bei diesem Glaubenssatz wird nicht berücksichtigt, dass viele (schon früh) mehr leisten können, weil sie nicht bei Null anfangen, sondern von Haus aus bereits mit allerlei Ressourcen und Kapital ausgestattet sind. Zudem hat sich gezeigt, dass Leistung eben doch nicht das alleinige Erfolgskriterium ist, sondern weitere Aspekte wie insbesondere Netzwerke und die sogenannte strukturelle Ähnlichkeit zwischen Personen eine größere Rolle spielen.¹⁶

Es schließt sich die Frage an, was darüber hinaus als herausragende Leistung anerkannt und bewertet wird. Wieso soll eine Vielzahl von Publikationen eine größere Leistung darstellen als eine Vielzahl von hervorragend evaluierten Lehrveranstaltungen? Warum wird das (wissenschaftliche) Schreiben über Kunst höher bewertet als das Vermitteln von Kunst an Museumsbesucher:innen? Warum wird eine Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin an einer philosophischen Fakultät so viel besser entlohnt als eine ebenfalls studierte Kunstpädagogin im Jugendzentrum?¹⁷

Die britische Meta-Studie *Panic! It's an Arts Emergency* hat aufzeigen können, dass eine Großzahl der 2487 befragten Akteur:innen des Kunst- und Kulturbetriebs fest davon überzeugt waren, dass dieser ein meritokratischer sei – dass es eher Fleiß und Leistung als Netzwerke und Ressourcen seien, die zum Erfolg führen. Diese Einschätzung wird vor allem von den am besten verdienenden weißen Männern aller Altersgruppen vertreten.¹⁸ So herrscht ein gewisser *Survivor Bias* im Kunst- und Kulturbetrieb: Wer es geschafft hat (das heißt, wer nicht mehr prekär beschäftigt ist), meint, es zum einen aufgrund von Talent und Leistung so weit gebracht zu haben und zum anderen, dass alle anderen es dementsprechend genauso schaffen können – dabei werden die eigenen Privilegien und Ressourcen, die es zur Erfüllung der Leistungsanforderungen braucht, nicht reflektiert oder sogar relativiert. Eine Reflexion darüber, wer warum an welchem Punkt der Karriere vom Wettbewerb ausgeschlossen wurde beziehungsweise ausscheiden musste, findet nicht statt.

Die Spielregeln transparent machen und in Frage stellen

El-Mafaalani zufolge haben einige Bildungsaufsteiger:innen neben dem Glauben an die Meritokratie die den Wettbewerb bestimmenden Spielregeln, deren Beherrschung ihren Aufstieg erst möglich gemacht hat, so sehr verinnerlicht, dass sie sie trotz ihrer gelebten Erfahrungen nicht kritisieren. Vielmehr perpetuieren sie sie, «selbst dann, wenn sie diesen kritisch gegenüberstehen oder Rückschläge erfahren. Es findet also keine grundlegende Gesellschafts- bzw. Sozialkritik statt – dort, wo Kritik eine biographisch bedeutsame Rolle spielt, ist es Kritik an dem Herkunftsmilieu oder auch an dem eigenen Lebensstil».¹⁹ Dies lässt sich auch mit der Gefahr erklären, sich als Erstakademiker:in und damit als Outsider zu outen, wenn Kritik an den allzu gängigen Spielregeln geäußert wird. Aufgrund der sowieso schon marginalen Position droht mit dem Bruch der Regeln auch der Ausschluss vom Spiel.

Es ist an der Zeit, nicht nur Beschäftigungsverhältnisse, sondern die teilweise ungeschriebenen akademischen Spielregeln insgesamt offenzulegen und zu hinterfragen, statt sie nur im Stillen als intransparent und ungerecht zu kritisieren. Sie nicht unreflektiert zu akzeptieren und zu reproduzieren, wäre ein erster Schritt, der seine Wirkung in der Kommunikation mit Peers und bei Beteiligungen an Auswahlkommissionen jeglicher Art zeitigen kann. Solidarisches Handeln sähe in diesem Fall so aus, dass trotz der eigenen Erfolgsgeschichte, die durch die (freudvolle) Anpassung an die Spielregeln möglich wurde, nicht weiterhin auf deren Einhaltung gepocht wird: Nur weil man es selbst schwer hatte, müssen nicht alle, die nach einem kommen, es ebenfalls schwer haben. Statt in Berufungskommissionen also zum Beispiel Publikationen durchzuzählen, könnte man verstärkt auf Inhalte und Publikationsorgane schauen. Auch solch eine *radikale* Überlegung wie die Abschaffung von Lehrstühlen zugunsten einer Departmentstruktur fußt auf einer solidarischen Grundidee, da sie mit Reduzierung von (symbolischen) Privilegien (und Macht) für Einzelne einhergeht und die Situation des Mittelbaus verbessern könnte.

Wer mit Studierenden arbeitet, kann ganz allgemein Angebote für Hilfestellungen machen, Kontakt zu Beratungsstellen vermitteln und auf langfristige(re) und/oder umfangreichere Beschäftigungen für studentische Hilfskräfte bestehen. Die Situation von arbeitenden Studierenden und/oder Studierenden aus nicht-akademischen Haushalten kann aktiv mitgedacht werden, wie zum Beispiel bei der Planung, dem Angebot und der finanziellen Ausstattung von Exkursionen und Übungen vor Originalen.

Außerdem sollte die Wirkung von sozialen Strukturen in unserem Handeln und unserer wissenschaftlichen Arbeit und Lehre reflektiert und auch inhaltlich zum Thema gemacht werden. Dabei ist ein offener Umgang mit sozialer Herkunft ein wichtiger Schritt, der der vermeintlichen Norm der privilegierten Herkunft etwas entgegensetzen könnte. Wenn nicht nur die, die aus nicht-akademischen Haushalten kommen, von ihrer Herkunft und ihrem Weg in der Wissenschaft berichten, sondern auch diejenigen von ihren Schwierigkeiten erzählen, die alle Voraussetzungen mitgebracht haben, um sich an der Universität zuhause zu fühlen, kann *Academia* als sozial ungerechter Ort reflektiert werden.

Ein interessanter Aspekt, der in der Arbeit mit Studierenden nicht-akademischer Herkunft unter anderem im Rahmen der am Ulmer Verein angesiedelten Arbeitsgruppe Erste Generation Kunstgeschichte immer wieder als hilfreich genannt wird, ist die kurze Erklärung und Definition von Fachbegriffen und Fremdwörtern. Der Habitus der Akademiker:innen, bei Studierenden bestimmte Begriffe und Sachverhalte als bekannt vorauszusetzen, führt insbesondere (aber nicht nur) bei

Erstakademiker:innen zu einem starken Gefühl der Fremdheit und des *Am-falschen-Ort-Seins*. Dies zusammen mit all den genannten Gründen verhindert einen Einstieg in die Kunstgeschichte und damit eine mögliche Karriere in derselben – selbst, wenn sich diese dann prekär gestalten sollte.

Anmerkungen

* Die hier zur Anschaulichkeit angeführten Statements stammen aus persönlichen Gesprächen der Autorin mit Kolleg:innen, deren Namen der Autorin bekannt sind. Diese bleiben anonym, sind aber mit Sicherheit keine Einzelfälle.

1 In der 22. Sozialerhebung der Studierenden in Deutschland des Bundesministeriums für Bildung und Forschung werden Kunst- und Kunstwissenschaftsstudium zusammengefasst. Die Erhebung verweist darauf, dass sich bei Studierenden, die einen Kunst- oder Musikhochschulabschluss anstreben, der zweithöchste Anteil von Studierenden, deren beide Elternteile über einen Hochschulabschluss verfügen, zeigt. Der höchste Anteil findet sich bei Studierenden auf Lehramt. Explizit zur Kunstgeschichte und -wissenschaft gibt es keine Angaben, aber ein ähnlich hoher Anteil an Studierenden aus Elternhäusern mit hohem Bildungsstand ist anzunehmen. Vgl. Martina Kroher u. a.: Die Studierendenbefragung in Deutschland. 22. Sozialerhebung. Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2021, Berlin 2023, S. 30, in: https://www.bmbf.de/SharedDocs/Publicationen/de/bmbf/4/31790_22_Sozialerhebung_2021.pdf?__blob=publicationFile&v=9, Zugriff am 29.08.2025.

2 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 2023 (1982), S. 285, 585.

3 Vgl. ebd.

4 David Kreitz: Soziale Beweglichkeit. Über die emotionalen Kosten des Bildungsaufstiegs, in: Swantje Lahm/Thomas Hoebel (Hg.): Kleine Soziologie des Studierens. Eine Navigationshilfe für sozialwissenschaftliche Fächer, Opladen/Toronto 2021, S. 21–26, hier S. 22.

5 Nicht zu unterschätzen ist zudem die psychische Belastung, die sogenannte Habitus-Struktur-Konflikte mit sich bringen, vgl. Lars Schmitt: Bestellt und nicht abgeholt. Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium, Wiesbaden 2010.

6 Zu Erwerbstätigkeit von Studierenden vgl. Kroher u. a. 2023. (wie Anm. 1) S. 84–94.

7 Vgl. AG Arbeitsbedingungen Kunstwissenschaft im Ulmer Verein – Verband für Kunst- und Kulturwissenschaften: Prekäre Karrieren. Resultate der Umfrage zu den Arbeitsbedingungen in den Kunstwissenschaften, Art.Dok 2024, <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/9360/>, <https://doi.org/10.11588/artdok.00009360>.

8 Aladin El-Mafaalani: Vom Arbeiterkind zum Akademiker. Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung, Sankt Augustin/Berlin 2014. S. 24.

9 Ebd., S. 20.

10 Die Initiative #IchbinHanna hat darauf eine eindeutige Antwort, wie dem Klappentext ihres Buchs zu entnehmen ist: «Wissenschaft ist in Deutschland nichts für Leute, die sie sich nicht leisten können. Sie ist über viele Jahre eher ein teures Hobby für Menschen mit finanziellem Polster als ein Beruf, mit dem sich der eigene Lebensunterhalt planungssicher bestreiten lässt.» Vgl. Amrei Bahr/Kristin Eichhorn/Sebastian Kubon: #IchbinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland, Berlin 2022.

11 Klaus Kraemer: Ist Prekarität überall? In: Claudio Altenhain u. a. (Hg.): Von «Neuer Unterschicht» und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten, Bielefeld 2008, S. 139–150, hier S. 140.

12 Vgl. Bahr/Eichhorn/Kubon 2022 (wie Anm. 10), S. 28–29.

13 Markus Gamper/Annett Kupfer: Klassismus, Bielefeld 2024, S. 165–166.

14 Vgl. Kroher u. a. 2023 (wie Anm. 1) S. 95–102, und Pressemitteilung Nr. N044 des Statistischen Bundesamts vom 28. August 2024, in: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/08/PD24_N044_62.html, Zugriff am 10.10.2025.

15 Gamper/Kupfer 2024 (wie Anm. 13), S. 143–144.

16 Vgl. Michael Hartmann: Die Abgehobenen. Wie die Eliten die Demokratie gefährden, Frankfurt am Main/New York 2022.

17 Die Antworten auf diese Fragen weisen zudem eine starke Gender-Komponente auf. Wie unterschiedlich Leistung und Exzellenz von Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftlern bewertet wird und welche Auswirkungen dies auf weibliche Postdocs und Juniorprofessorinnen hat, hat u. a. das BMBF-Forschungsprojekt «Exzellenz entdecken und kommunizieren» (EXENKO) herausgearbeitet. Vgl. <https://www.uni-due.de/ekfg/forschung/exenko.php>, Zugriff am 29.08.2025.

18 Vgl. Orian Brook/David O'Brien/Mark Taylor: Panic! Social Class, Taste and Inequalities in the Creative Industries, 2018, S. 3, in: <https://createlondon.org/wp-content/uploads/2018/04/Panic-Social-Class-Taste-and-Inequalities-in-the-Creative-Industries1.pdf>, Zugriff am 29.08.2025.

19 El-Mafaalani 2014 (wie Anm. 8), S. 26.